

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924**

52 (1.3.1924) Wissenschaft und Bildung

# Wissenschaft und Bildung

## Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 1. März 1924

### Demokratie und Schule

Von Prof. Dr. Willy Hellpach, Karlsruhe  
Minister des Kultus und Unterrichts

Demokratie und Schule sind Geschwister. Jede andere Staatsform, ob Despotismus, Oligarchie, Ständestaat, kann der Schule wohlwollen, doch sie muß es nicht, und ihr Wohlwollen findet in den eigenen Belangen seine Schranken. Denn alle Undemokratie ist naturnotwendig mißtrauisch gegen ein „Zubiel“ an Bildung, Schulung, Urteilskraft, weil diese Güter kritisch gegenüber den hergebrachten Autoritäten machen und das Bewußtsein des eigenen Wertes in den Massen steigern. Es ist darum das Kennzeichen solcher Staatswesen, daß sie bestenfalls das Bildungswesen in einer vorsichtigen Begrenzung pflegen. Demokratie aber setzt das höchste erreichbare Maß gebiegender Bildung bei allen voraus. Nur dadurch kann ja die stete Mitverantwortung und Mitarbeit aller am Staate segensreich werden. Eine Demokratie, die ihr Schulwesen vernachlässigt, es nicht beständig auf dem denkbar höchsten Stande hielte, ließe ihr eigenes Fundament verfallen. Sie gäbe sich selber erst grundsätzlich und sehr bald auch tatsächlich auf.

Drei Dinge gehören zu jeder Demokratie, so verschiedenartig sich auch demokratische Staaten in ihren Verfassungsformen einrichten können, wie es ja die Beispiele Frankreichs, Englands, der Vereinigten Staaten, der schweizerischen Eidgenossenschaft, Dänemarks zeigen.

Erstens: Demokratie muß unausgesetzt ein tunlichst hohes materielles und ideelles Niveau der Lebensführung für die Masse anstreben, denn nur auf dieser Grundlage ist demokratische Regierung eines Staates ohne Schaden möglich. Zweitens: Demokratie muß für eine Auslese der Führer aus diesen Massen sorgen, die ausschließlich den Maßstab der Eignung und Leistung kennt, unbeeinträchtigt durch Vorränge der Geburt, des Besitzes, der äußerlichen Beziehungen. Drittens: Demokratie fordert von jedem Führer, daß er in jedem Augenblick den Massen Rechenschaft lege und der Verfassung ebenso wie der Abberufung durch sie sich unterwerfe. Und hier schließt sich der Kreis zum „Erstens“: denn nur einem an Bildung sehr hochstehenden Volke kann diese Art der Führerkontrolle überantwortet werden, ohne unwürdige Zumutung an den Führer und ohne unberechenbare Gefahr für das Ganze. Es scheint, daß die höchste Niveaufrage der Masse heute etwa in den nordischen Demokratien, die vorzüglichste Auslese in der französischen, die regste und gewissenhafteste Mitarbeit aller am Staate in der eidgenössischen Demokratie verwirklicht sei.

In allen dreien ist das öffentliche Bildungswesen ein Angelpunkt der Staatsfürsorge — in allen dreien zeigt es sich verschiedenartig in seiner Einwirkung. Man kann ja überall im Leben ein Ziel auf mannigfachen Wegen erreichen. Die junge deutsche Demokratie wird sich die ihr gemäßen Wege zu ihrer Schule suchen und bahnen müssen. Im Zeichen der wirtschaftlichen Verarmung ist das keine kleine Aufgabe. Und doch führt uns auch aus dieser Verarmung heraus nur ein gutes Schulwesen, das uns die breite Masse tüchtiger Werkmen-

nen, eine gediegene geistig schaffende Mittelschicht und die Auslese der Besten zu Führern sicher stellt. Im Rahmen des unerbittlichen Sparzwanges, aus dem kein Lebensgebiet ausgenommen werden kann, gilt es durch verdoppelte Anspannung der Kräfte und durch höchste Überlebensfähigkeit der Einrichtungen eine hochstehende deutsche Schule zu erhalten und fortzuentwickeln.

Die Anspannung der Kräfte hat rein quantitativ ihre Grenzen — bei Lehrern und Schülern — jenseits deren sie qualitativ abklingt. Tritt z. B. zu den neuen Stundenlasten für den Erzieher etwa eine Stundeneinschränkung für die Schüler, die nur durch verstärkte didaktische Intensität ausgleichbar ist, so dürften die jetzt verordneten Normen solche Grenzen darstellen. Setzt man die Schülerdeputate herab, so steigt damit fast automatisch die Hausarbeitslast für Schüler und Lehrer. Gerade die von demokratischem Geiste durchwehten Lehrer werden dies in dem Bewußtsein auf sich nehmen, daß in materiell schlechten Zeiten Demokratie die restlose Eingabe des Einzelnen an die Gesamtheit bedeutet.

Freilich muß der Staat alles tun, um diese Eingabe vor dem Schicksal der Selbstzerrüttung zu bewahren. Und hier erblicke ich als zentrale Aufgabe die Lehrerbildung für die Lehrer aller Gattungen. Zwischen der Vorbildung der seminaristischen und der studierten Lehrer besteht bei uns eine eigenartige widerwärtige Verteilung von Licht und Schatten. Der deutsche Philologe (wie man etwas ungenau die Lehrer der höheren Schulen kurzweg nennt) ist wohl der wissenschaftlich höchststehende Lehrer in der ganzen Welt; oft ist er geradezu ein Gelehrter. Aber in seiner Berufsvorbereitung muß er lange entscheidende Jahre verbringen (oft ein halbes Jahrzehnt), ohne mit seinem künftigen „Objekt“, der Jugend, in Berührung zu kommen. Zu spät wird er in seine Kernaufgabe, das Lehren, eingeführt. Das muß anders werden. Die viel frühere und gründlichere Befassung der Philologen mit Jugendkunde und Erziehungskunst ist ein unausschießbares Postulat (ein sehr beachtenswerter preußischer Erlass sucht dahin schon die Wege zu bahnen). Umgekehrt genießt der deutsche Volksschullehrer von Anbeginn seiner bisher sehr früh, vielleicht gar zu früh einsetzenden beruflichen Ausbildung eine emsige pädagogische Schulung. Er ist vielleicht der beste praktische Lehrer der Welt. Aber schmerzlich empfindet er den Mangel einer gründlichen selbständigen Erkenntnisbildung. Sie zu erreichen, ist das eigentliche Programm der Lehrerbildungsreform, deren Grundsteine trotz aller Not der Zeit bald zu legen sein werden. Subjektiv schmerzlicher mag dieses zweite sein, objektiv bedrohlicher noch ist das erste; die Philologen bilden nicht zuletzt darum ein so hohes Kontingent der Verbüßten und früh Verbrauchten, weil ihre Lehraufgabe sehr hohe Anforderungen an sie stellt und sie sich ihre Lehrkunst mehr als nötig wäre jeder aus sich heraus erkämpfen, in den besten Jahren mit tausend Hemmungen, Enttäuschungen, Strupeln und Angstigungen sich reiben müssen. Ein Staat, der von seinen Gliedern die letzte Anspannung verlangt, hat seinerseits die Pflicht, dafür die vollkommendste Ausrüstung mitzugeben.

Demokratie ist zu allerwenigstens bloß Wissen und Können, sondern noch mehr Gefinnung und Hingabe. Die Schule im demokratischen Staate muß mehr denn jede andere ihre Schüler erziehen, nicht bloß unterrichten. Es ist kein Zufall, daß fast alle großen Erzieher aus irgendwie demokratisch gearteten oder Demokratie erfahrenden Atmosphären gekommen sind. Schülerziehung aber greift mit Hauserziehung und Selbsterziehung beständig ineinander. Man kann die drei nicht wie Fächer trennen. Ausdruck dieser Tatsache soll die „Schulgemeinde“ sein: die lebendig wirkende Gemeinschaft von Lehrern, Eltern und Schülern. Man kann ihre äußerlichen Formen sich recht verschieden denken. Aber der innerliche Zusammenhalt muß ein ununterbrochener sein. Die Elternschaften sollen nicht erst auf den Plan treten, wenn Gefahren im Verzuge sind, und die zeitliche Belastung, die ohne Zweifel dem Lehrer aus einem regen Elternanteil am Schulleben erwächst, kann einigermaßen ausgeglichen werden durch die erzieherischen Erleichterungen, die ihm dadurch zufließen, und durch Selbstverwaltungseinrichtungen der Schülerschaft, die ihm viele Ordnungsvorgänge abzunehmen vermögen. Auf dieser Linie hat die Schule der deutschen Demokratie noch elementare, große und kleine Aufgaben zu lösen.

Echte Demokratie setzt überall an die Stelle der Herrschaft die Führung. Auch Schulen können nicht ohne Führung sein, nicht ohne Leitung, und Aufficht. Und es muß auch starken Persönlichkeiten das Lebensrecht gewahrt bleiben, einer Schule, ja im Schulwesen ihren Stempel aufzudrücken. Aber nur wirklich Starke; und die Kraft, die den Stempel führt, muß von innen kommen und überzeugen, wie jede demokratische Autorität; sie darf nicht bloß äußerliche Gewalt sein. Vielleicht braucht sogar keine Form öffentlichen Lebens so viel wirkliche Autorität, wie die Demokratie. Diese neuartigen Autoritätsformen zu finden ist nur in langer geduldiger Arbeit und nicht von heute auf morgen möglich. Erlasse und Verordnungen können da wegweisend, aber nicht eigentlich einsehend sein. Dies gilt überhaupt für so vieles in der Schule des jungen deutschen Staates! Um uns ist eine ganze neue Atmosphäre, in der uns zu bewegen wir erst lernen müssen. Das war bei allen Demokratien der Welt eine lange und keine leichte Lehrzeit. Da ist im Anfang viel Überschwang, viel Mißtrauen, viel Unsicherheit zu überwinden. Wir müssen alle Geduld und Nachsicht miteinander haben, nur so können wir das große Werk schaffen, das uns vorschwebt. In seiner Vollendung winkt es uns als ein Volkstum, das durch breite und hohe Bildung sittlich, geistig und damit auch staatlich nach innen und nach außen frei geworden ist. So schauen es der Freiherren vom Stein und seine Mitarbeiter, die schöpferischen Männer der Wiedergeburtzeit. Das Vermächtnis ihres kaum halbvollendeten und lange unterbrochenen Wertes nimmt die Demokratie von heute auf. Die Schule bedeutet ihr nicht das einzige, aber das stärkste öffentliche Instrument, um (wie Stein es forderte) einen deutschen Staat zu schaffen, der die höchste Selbstentfaltung aller physischen, geistigen und sittlichen Kräfte des Volkstums darstellt.

### Karlsruher Konzerte

Intonationsfähiger Bestandteil des bürgerlichen Hauses ist noch heute die Pflege guter Hausmusik, aber erst langsam wieder bildet sich auch eine Überlegenheit des Hauskonzerts wieder heraus, das den guten Stuben der Generation um das Jahr 1800 eine ebenso schlichte Anmut verlieh wie ihr gediegenes Mobiliar ein an sich schon kultiviertes Interieur. Wir haben heute viel Mühe aufzuräumen, um der entweder durch die äußeren Verhältnisse erzwungenen oder auch absichtlich verschuldeten Dürftigkeit der Gegenwart zu entrinnen. Das Hauskonzert kann da einiges mithelfen. Denn zu der Gestalt, die auf so manchen öffentlichen, zu einer Fühlungsbühne des Drills begabten Konzertsaal liegt, bildet das vor ein paar Menschen in unausgesprochener Übereinkunft des Geschmacks inszenierte Hauskonzert ein gesundes Gegengewicht, das freilich in der Sphäre seiner Wirkung nun auch nicht gleich überschätzt werden darf. Es bedeutet in erster Linie Reaktion gegen den Massenbetrieb, in zweiter freilich so dann erhöhter Ausdruck einer gewissen Persönlichkeitsphosphorie in begrenztem Raum und in intimer Charakter.

In dieser Stelle wird von solchen Dingen nun nicht geredet, um von der leider auch sehr symptomatischen Wichtigkeit eines häuslichen Radiokonzertes etwa zu überzeugen, so sehr eine gewisse Industrie schon bemüht ist, aus dem bei uns noch in den ersten Anfängen stehenden Problem eine offizielle Kunstgattung zu machen, sondern weil sich in Karlsruhe die Häuser zusehends mehr, bei deren musikalischer Unterhaltung die Anwesenheit eines Kritikers erwünscht scheint. So ließ Frau Hofrat Johanna Ordensstein wiederum eine Einladung zu einem Musiknachmittag ergeben. Der Pianist Ludwig Kühn aus Forzheim zeigte sich in größeren Aufgaben, daß nach ihm vorläufig noch besser gelingt als Beethoven, erklärt seine Herkunft von der Orgel. Das betrifft allerdings weniger sein Nachschaffen des musikalischen Inhalts als den mitunter noch forcierten Anschlag, der in seiner Stoffsicherheit für „Kavalieren und Frauen“ aus Wachs Wohltemperiertem Klavier von Vorteil ist, aber den perlenden Klängen der Beethoven-Sonate (op. 111) doch einige Voderung u. Elastizität schuldig bleibt. Musikfreudigkeit und viel musikalische Empfindsamkeit fielen trotzdem angenehm auf, so daß man den talentierten Pianisten, der weiterhin auf erhöhtem künstlerischem Niveau noch Schumann und Chopin absolvierte, mit starkem Interesse zuhörte.

Paula Weber, die sich in den Jahren ihrer Wirksamkeit am Badischen Landestheater eine bedeutende Stellung erworben und beauptet hat, verabschiedete sich in einem Wiederabend von ihren Freunden. Noch einmal zeigte sie die erstaunliche Kultur und Wärme ihres Organs, das ebenso sehr zum Herzen wie zum Ohr spricht, in eier Größe an Diebgruppen von Beethoven, Brahms und Wolf. Offenbar schon dies Programm mit den vier ersten Gesängen von Brahms als ragenden Mittelpunkt hohen Ernst, so überzeugten auch Intensität und Einprägbarkeit, mit denen die intelligente Sängerin Gliederung und Aufbau aller Gesänge meisterte, aufs Neue, wach prächtiger Innerlichkeit diese Altstimme fähig ist und daß ihre Vorträge in allen Klängebenen und selbst in zartesten Tönen Seele zu verleben weiß. Besonders der Weggang der Stimmlinien unsere an ebenso schönen Stimmen jetzt nicht gerade reiche Landesbühne trifft, erwies nur zu deutlich auch Paula Webers letztes offizielles Auftreten im Theater selbst als Sektus in dem Mozartischen „Titus“, der überhaupt nur durch ihre lebensvolle Gestaltung künstlerisch gerettet werden konnte. Auch hier war der Beifall stark und herzlich wie von Seiten der Zuhörer, die ihr zum letzten Mal im Wiederabend entgegengekommen waren. Der häusliche Gegenpart zu der ausgeglichenen, voluminösen und in allen Modulationen so wohlklingenden Stimme geriet leider unter den Händen Georg Hofmanns etwas winzig und monoton.

An teilweise bestbegabtem Schülermaterial wollte die Tanzschule Perion (Stuttgarter) erneut auf sich aufmerksam machen, doch begegnete sie sehr geringem Interesse. In der an mannigfaltigsten Beispielen aufgezeigten Methode von Ida Herion und Dr. G. Scherel steht sicher ein guter Kern, der zunächst zwar als ein Faktor der Gesundheit und also mehr physisch als physisch zu bewerten ist. Bewegungsspielerei ist noch vieles im weitesten Sinn, eigentliche Choreographie und Kunst nur wenig. Vor allem scheinen die Ausdrucksmittel der weiblichen Zöglinge sehr beschränkt mit Ausnahme der kleinen F. F. e. e., die aber ebenso gut zur Filmschauspielerin sich entwickeln kann. In ihr ist sicher ein großes Talent, das weit den Nachahmungsstreb des Kindes im allgemeinen überschreitet und mit natürlichem rhythmischen Bewußtsein eben auch auf Musik reagiert. Von den Darbietungen der andern Schülerinnen läßt sich ja auch behaupten, daß sie gelernt haben, die willkürlichen Bewegungen der Glieder, der Arme und Beine taktmäßig zu ordnen, doch feinere seelische Abstufungen fehlen

nach vollkommen. Was Hermann Groß, der einzige männliche Vertreter, vortrug, ließ der gekünstelten Grazie gegenüber reichere Gebärdenprache und schon ein Vordringen ins Blaisische erkennen. Doch wurde man bei manchen Körperstellungen auch hier den Eindruck nicht los, daß es sich um eine aus dem Männlichen ins Weibliche überfekte Angelegenheit handelt, um gesunde Gymnastik mit Ballettallüren. Einige durch hübsche Kostümierung unterstützte Programmnummern fanden reichen Beifall. S. Sch.

**Landestheater.** Die Neueinstudierung der Gesangsposse „Arieh-Parieh“ von H. Willen und O. Justinus mit der Musik von Gustav Michaelis geht heute Samstag, den 1. März zum erstenmal in Szene. Mit dieser Aufführung zollt das Schauspiel des Landestheaters der Festsitzungszeit den fälligen Tribut. Dabei kommt zum erstenmal eine Neubearbeitung des Stückes durch Toni Juppeloven, dem hervorragenden Humoristen des Frankfurter Schauspielhauses und dessen Intendanten Richard Weichert, zur Anwendung. Die Rolle hat Fritz Herz, die musikalische Leitung Hubert Heinen. Die vorkommenden Tänze sind von Bini Raine einstudiert. Die Vorstellung beginnt um 7 1/2 Uhr.

**Professor Heinrich Kaspar Schmid,** der Direktor des Badischen Konservatoriums für Musik, genießt nicht nur als Musikpädagoge und ausübender Künstler einen ausgezeichneten Ruf, sondern weiß sich auch als Komponist hohe Anerkennung und schöne Erfolge zu erringen. In zahlreichen Städten des Inlandes und auch im Ausland, wie in Holland, Dänemark, Österreich und der Schweiz, konnten Werke von ihm erfolgreich aufgeführt werden. So meldet die Wiener „Reichspost“ vom 10. d. Mts. aus Linz, daß die von Professor Schmid komponierte Musik zu dem Ende April d. J. am Landestheater in Linz aus Anlaß des Domweihfestes zur Aufführung kommenden marianischen Liebesoper von Ringer Theaterorchester unter persönlicher Leitung des Komponisten dargeboten werden wird. Zahlreiche Voranmeldungen laufen schon jetzt zu dieser Veranstaltung ein. Das Spiel, das in prächtigen Bildern die ganze Mariologie darbietet, habe bei seiner Aufführung in Wilsbiburg ungeheure Erfolge aufgewiesen. Ganze Ballfahrgänge seien nach diesem bayerischen Markte gefahren, um das Spiel zu sehen. Diese auswärtigen Erfolge des heimischen Künstlers finden auch hier ein warmes Echo.

# Die Eroberung Perus

Wir entnehmen die weiter unten folgende Schilderung dem 301. Bändchen der Insel-Bücherei „Berichte von der Entdeckung Perus.“ Und zwar stellt sie den Bericht von Francisco Pizarro dar, der als Geheimschreiber des Eroberers Perus, Francisco Pizarro, begleitete.

Im Januar 1531 segelte Pizarro aus Panama, bis er nach kurzer Seereise seinen Marsch längs der Küste antrat und unter sehr schweren Kämpfen mit den Eingeborenen fortsetzte, um dann endlich am 15. November 1532 die Stadt Cagamarca zu erreichen.

Die Streitmacht des Eroberers bestand aus hundertachtzig Mann, darunter 37 Reitern, die „Artillerie“ aus zwei kleinen Salpeterschüssen („Falconetas“). Francisco Pizarro war begleitet von seinen vier Brüdern: Fernando, dem Ältesten und dem einzigen ehelich geborenen Sohn ihres Vaters, Gonzalo und Juan waren gleich Francisco selbst aufbegehrender, Geburth, und der vierte Bruder, Francisco Martin de Alcantara, war ein Sohn der Mutter des Pizarro.

Mit dem Eintreffen der Spanier in Cagamarca beginnt der entscheidende Abschnitt der Eroberung von Peru; das Gelingen des tollkühnen Plans Francisco Pizarros — die Gefangennahme des Inkaferstuhls Atahualpa aus der Mitte seines Reiches heraus — und das schauerliche Blutbad von Cagamarca bildet den Anfang einer ununterbrochenen Reihe von Gewalttaten und Entsetzungen; der tragische Untergang der Inka herrscher erfüllt aber rein menschlich durch die Vorgeschichte jenes blutigen Bruderkrieges um die Thronfolge, der den Erfolg Pizarros geradezu vorbereitet hat... Quayna Capac, der letzte Alleinherrscher der Inka, hatte durch seine kluge Politik die innere Einheit des Reiches gesichert und durch seine „Reinheitspolitik“ mit der schönen Tochter des Königs von Quito auch dieses letzte selbständige Reich unter seine Herrschaft gebracht, als er dem Francisco Pizarro bei dessen erster Reise begegnete. Er war seitdem um die Zukunft des Landes mit bangen Ahnungen erfüllt und verfügte leistungswillig, daß das Inka Reich nach seinem Tode zu einem Teil dem eigentlichen Thronfolger aus legitimer Ehe, Huascar, und dem Lieblingssohn von seiner geliebten Nebenfrau, Atahualpa, zufallen solle. Nach seinem bald darauf erfolgten Tode — kurz vor der Ankunft des Pizarro in Cagamarca — hatte sich der Kampf zwischen den beiden Brüdern wesentlich zugunsten des Atahualpa entwickelt, der sich mit seinem starken Heer dieser Stadt näherte und abnunglos in die spanische Falle ging... Er wurde gefangen genommen, sein Heer fast völlig vernichtet und nach der von ihm und seinen übrigen Brüdern durchgeführten Ablieferung des vereinbarten ungeheuren Goldschatzes... folgerichtig von den Spaniern hingerichtet.

Das Heerlager der Inka erstreckte sich ungefähr eine Meile weit an den Abhängen eines kleinen Hügels entlang; die Zelte waren aus Baumwollstoff, und alle Krieger waren mit ihren Waffen — langen Lanzen ähnlich unseren Rifeln — vor den Zelten aufgestellt. Es mochten vielleicht etwa drei- bis vierhundert Mann sein...

Am anderen Tage brachte ein Bote des Atahualpa dem Pizarro die Nachricht, daß der König auf dem Wege zu ihm sei und daß er mit seinen Krieger in Waffen erscheinen werde, weil der Gouverneur gestern auch bewaffnete Krieger zu ihm geschickt habe. Pizarro möge einen Christen zu ihm senden, der ihn zum Gouverneur geleiten solle. Pizarro antwortete durch seinen Boten folgendes: „Sage deinem Herrn, daß er kommen möge, wann und wie es ihm beliebt, und daß ich ihn als Freund und Bruder empfangen werde, wie immer er auch zu mir komme; ich sende ihm keinen von meinen Leuten, weil es bei uns nicht Sitte ist, einen Herrn zum anderen geleiten zu lassen.“ Atahualpa ließ dem Gouverneur daraufhin sagen, daß er nicht mehr den Wunsch habe, mit bewaffneten Leuten zu kommen, daß er von vielen unbewaffneten Krieger begleitet sein werde und den sogenannten Schlangendolch in der Stadt bewohnen wolle, der von seinen Leuten in stand gesetzt werde.

Wald sah man die Ebene vor der Stadt voll von Männern; die in einzelnen Abteilungen langsam ankamen; sie passierten die engen Nebenstraßen und sammelten sich in dem Raum nahe der Plaza, dem Lagerplatz der Spanier, während sich weitere Infanterien noch vom Lager her nach der Stadt hin bewegten. Nunmehr befohl Pizarro

feinen Leuten, daß sie sich heimlich bewaffnen sollten; die Pferde mußten gesattelt und gerüstet bleiben, und die drei Reitergeschwader unter der Führung dreier bewährter Kapitäne hatten strengste Weisung, unversehens und ohne Geräusch des Signals zum Angriff gewärtig zu sein. Ebenso war der Artillerie befohlen, die Geschütze auf den Feind zu richten und erst auf das Signal hin zu feuern. In den Zugangsstraßen zum Platz der Unterredung zwischen Pizarro und Atahualpa waren Abteilungen der Spanier verborgen, und endlich ging der Gouverneur mit zwanzig ausgesuchten Leuten dem König entgegen, die den Auftrag hatten, sich der Person des Königs zu bemächtigen für den Fall, daß der Inka vorsichtigerweise die gleiche Anzahl Leute mit sich führen sollte. Streng befohl Pizarro, daß der König lebendig zu fangen sei und daß niemand angreife, bevor das Signal gegeben sei. So harrten alle auf das Zeichen und auf den Schlußruf „Santiago!“...

Mit Befremden sah Pizarro, daß der König noch immer auf dem freien Platz in der Mitte seiner Krieger hielt und keine Anstalten traf, näher zu kommen, indessen fortwährend weitere Massen von Krieger vom Lager hinzuströmten. Die Sonne näherte sich schon ihrem Niedergang, und so fandte denn Pizarro einen Mann hinaus zum König und ließ ihn sagen, ob er denn nicht zu ihm auf den Platz komme wolle, um ihn nach der Einnahme der Dunkelheit zu sehen. Der König gab sofort ein Zeichen, vorzurücken, und der eilig zurücklaufende Bote berichtete, daß die Heiden herankämen und daß die vorderen Reihen der Infanterie unter ihrem Kleider Waffen verborgen hielten: Steine, Schindeln und Schlingen, die auf eine verräterische Absicht deuteten. Bald begann der Schwarm der Feinde in den Platz hereinzuströmen. Erst kam eine Abteilung Eingeborener, in Gewändern von verschiedensten Farben schachbrettähnlich gefleckt. Sie reinigten im Vorwärtsschreiten mit den Händen die Straße von den Strohhalm und säuberten sie mit Besen. Nach ihnen kamen drei Abteilungen in verschiedenen Gewändern tanzend und singend heran, und ihnen folgte eine große Zahl Gepanzerter mit starken Metallplatten auf der Brust; sie trugen goldene und silberne Kronen. Unter ihnen befand sich Atahualpa, der eine wundervolle Krone aus Smaragden trug; er wurde in einer Sänfte getragen, die mit Traufedern geschmückt und mit Platten von Gold und Silber belegt war. Viele Häuptlinge (nach anderen Angaben etwa achtzig in reichen blauen Gewändern) wechselten im Tragen der Sänfte ab. Darauf folgte eine Reihe von Sänften und Tragebetten mit anderen hohen Würdenträgern des Reiches und schließlich mehrere Reihen Eingeborener, die wieder Kronen von Gold und Silber trugen. Sobald ein Trupp Eingeborener auf dem Platz angelangt war, schwenkte er beiseite und machte den folgenden Platz. Nur Atahualpa mit seiner Leibgarde verweilte in der Mitte des Platzes, während unaufhörlich neue Massen seiner Leute hinzuströmten. (Nach einer Äußerung des Pedro Pizarro soll er leise gesagt haben: „Wo sind denn diese Christen, daß sie sich nicht vor mir zeigen?“ worauf ihm einer der Häuptlinge erwiderte: „Sie haben sich vertrieben, weil sie sich vor dir fürchten.“)

Dann kam ein Inkahauptmann zum Fort, wo sich die spanische Artillerie befand, und schwenkte seine Lanze zweimal wie ein Signal. Der Gouverneur fragte daraufhin den Dominikanerfrater Vicente de Valverde, ob er mit einem Dolmetscher zum König gehen und mit ihm sprechen wolle. Das Kreuz in der einen und die Bibel in der anderen Hand, schritt der Frater mit dem Dolmetscher auf Atahualpa zu und richtete die folgende Ansprache an den König: „Ich bin ein Priester Gottes und lehre den Christen die göttlichen Gesetze. In gleicher Eigenschaft komme ich zu dir, und im Namen Gottes und der Christenheit stehe ich dir, ihnen Freund zu sein. Denn es ist Gottes Wille und wird dir zum Heile sein. Deshalb gehe zum Gouverneur, unserem Herrn, und sprich mit ihm...“

Atahualpa sah die Bibel in der Hand des Dominikaners und äußerte den Wunsch, das Buch zu sehen, worauf der Priester es dem König geschlossen überreichte. Da Atahualpa mit dem Öffnen des Buches nicht Beiseid wußte, streckte der Priester den Arm aus, um ihm behilflich zu sein, und der König schlug ihm entzweit auf den Arm, weil er nicht wünschte, daß ein anderer als er es öffne. Er schlug dann die Bibel selber auf, und ohne das geringste Zeichen des Erstaunens über die Wörter und Lettern — ganz im Gegensatz zu den bisherigen Erfahrungen bei den Wilden — warf er das heilige Buch fünf oder sechs Schritte weit von sich und antwortete sehr zornig auf das, was ihm der Priester durch den Dolmetscher hatte sagen lassen: „Ich weiß wohl, wie ihr Christen euch auf dem Weg hierher benommen habt, wie ihr meine Häuptlinge behandelt und Kleider aus meinen Lagerhäusern geraubt habt.“ Der Mönch erwiderte: „Nicht wir Christen haben so gehandelt, wohl aber haben einige von deinen Leuten ohne Wissen des Gouverneurs Kleider aus dem Lagerhaus, und er hat befohlen, daß sie wieder dorthin zurückgebracht werden.“ Atahualpa sagte: „Ich werde diesen Platz nicht eher verlassen, als bis alles zurückgebracht ist.“ Mit dieser Antwort kehrte der Frater zum Gouverneur zurück, indessen der König hochausgerichtet auf seiner Sänfte eine Ansprache an seine Truppen hielt und sie ansehend auf den Kampf vorbereitete. Der Mönch berichtete dem Pizarro, was sich zwischen ihm und Atahualpa zugetragen hatte. Pizarro zog darauf ein einfaches Baumwollhemd an, bewaffnete sich mit Schwert und Dolch und drang tollkühn mit seinen Leuten zum König vor, den er mit vier Spaniern, die dem Rajenden zu folgen vermocht hatten, erreichte; furchtlos ergriff er den Atahualpa am Arm und schrie laut: „Santiago!“ Sofort dröhnten die Schüsse der Artillerie über den Platz, Trompetensignale erschallten, und die Spanier, Mann und Ros, stürmten zum Angriff. Beim Anblick der Masse ergriffen viele der Inka Krieger sofort die Flucht und rannten mit solcher Gewalt auf die hinter ihnen Stehenden auf, daß sie sich in wilden Knäueln übereinanderwälzten und andere wieder, die eingeschlossen waren, in der Verzweiflung Stücke aus der Kingmauer brachen, um zu entkommen. Die spanische Keiterei ritt alle nieder, tödend und verwundend; was noch innerhalb der Kingmauern an Feinden lebendig war, verfiel den Schwerten und Dolchen des spanischen Fußvolks. Pizarro hielt den Atahualpa immer noch am Arm gepackt, und es gelang ihm nicht eher, den König von seiner hohen Sänfte herunterzuziehen, als bis durch die herbeieilenden Spanier sämtliche Häuptlinge niedergemetzelt waren, die des Königs Sänfte umringten. Der Inkaherrscher wäre vielleicht auch nicht mit dem Leben davongekommen, wenn nicht Pizarro selbst ihn gebett hätte, wobei er an der Hand leicht verwundet wurde. Das Entsetzen der Inka Krieger war so groß, daß während des ganzen Kampfes kein einziger von den Feinden die Waffe gegen einen Spanier erhob. Das Feuer der Geschütze und besonders der ungenohnte Anblick der Keiterei ließ sie gar nicht an den Kampf denken, zumal sich alle ihre Führer in der nächsten Umgebung des Königs befanden und sämtlich niedergemetzelt wurden.

Pizarro kehrte dann in seine Wohnung zurück, wohin er auch den gefangenen König der Inka bringen ließ, dem man bei der Gefangennahme fast sämtliche Kleider vom Leib gerissen hatte. Es war wunderbar zu sehen, wie in so kurzer Zeit ein mächtiger Herrscher auf solche Weise zum Gefangenen gemacht wurde. Der Gouverneur ließ ihm Kleidung geben und setzte sich nahe zu ihm, um dem wütend erregten König durch freundliche Worte zu besänftigen.

Atahualpa erzählte öfters von seinen Unternehmungen und Kämpfen gegen seinen Bruder Huascar und erwähnte auch, daß dieser vor wenigen Wochen in einer großen Schlacht besiegt und gefangen worden sei; der Gefangene sei auf seinen Befehl von einigen seiner Hauptleute in des Königs Lager zu bringen mitfamt den reichen Schätzen an Gold und Silber, die erbeutet wurden; wenn der Gouverneur ihn, Atahualpa, befreie, wolle er ihm den gefangenen Bruder ausliefern. Auch ein Lösegeld bot der gefangene Atahualpa dem Pizarro, und auf die Frage, wieviel er denn geben wolle, sagte er: „Ich will dir Gold genug geben, um diesen Raum (etwa 22 Fuß lang und 7 Fuß breit, einundeinhalb Mannshöhe hoch) zu füllen, und Silber, um ihn zweimal zu füllen, wenn du mich nicht töten läßt.“ Pizarro ließ ihn Boten mit dem Befehl zur Ablieferung des Goldes und des Silbers abgehen, und Atahualpa befohl, daß sofort zehntausend Krieger den Goldschatz von der Hauptstadt Cuzco herabbringen sollten. Ebenso mußte das Gold dem Gouverneur abgefordert werden, das mit dem gefangenen Bruder im Lager eintreffen würde...

Atahualpa war ein Mann von etwa dreißig Jahren, gut gewachsen, von etwas unterfester Statur; er hatte ein feines Gesicht mit stolzem Ausdruck, und seine Augen waren blutunterlaufen. Der Mantel trug er über die eine Seite des Kopfes, weil sein eines Ohr im Kampf durchhauen worden war. Er sprach wie ein großer Herrscher, mit großer Würde, drückte seine Gedanken sehr klar aus, und die Spanier bemerkten oft, daß er sehr klug überlegte, weshalb sie ihn auch für weise hielten. Als verschiedene seiner Vasallen, Häuptlinge großer Stämme, von seiner Gefangenschaft erfuhren, kamen sie friedfertig zu den Spaniern nach Cagamarca, um den König zu besuchen; sie warfen sich vor ihm nieder und küßten ihm Hände und Füße, aber Atahualpa würdigte sie keines Blicks. Von allen Teilen des Landes wurden ihm reichliche Geschenke gebracht, und er führte das Leben eines großen Herrn, obwohl er Gefangener war.

## Buchkritik

Die Dioskuren. Jahrbuch für Geisteswissenschaften. Herausgeber: Walter Strich. 2. Band. (Verlag Meyer & Jessen in München.)

Dieses Jahrbuch ist eine geisteswissenschaftliche Zeitschrift. Es enthält eine solche Menge schön geschriebener und inhaltreicher Aufsätze, daß man ihren Wert mit Worten kaum hoch genug einschätzen kann. An der Spitze steht eine Arbeit des ausgezeichneten Kenners ostasiatischer Kunst und Kultur, Karl Witts, jenes seltenen Mannes, der schon vor dem Kriege auf eigene Faust Südostasien und Ostasien bereiste und, ausgestattet mit dem Instinkt des echten Forschers, die reichste Beute an Wissen, Belehrung und Beobachtung, zugleich aber auch an photographischen Aufnahmen, mit nach Hause brachte. Wir danken ihm grundlegende Werke über die Kunst Japas, Chinas und Japans. Und, was er hier in den „Dioskuren“ über den ostasiatischen Menschen, seine Kunst und Weltanschauung zu sagen weiß, ist nicht minder fundamental. Seit Curt Glaser's Ausführungen, in dessen Buch über die Kunst des Ostens ist über dieses Thema nichts annähernd Gleichwertiges veröffentlicht worden: Witts Darlegungen sind sicherlich die bis jetzt tiefste und eindringlichste volkpsychologische Deutung einer Klasse, die neben der ägyptischen, aberländischen und indischen die großartigste Kultur aller Zeiten hervorgebracht hat. Und wie sich wirklich die Kulturgeschichte lehnen. Endes immer nur auf der Grundlage kunstgeschichtlicher Forschung und künstlerischer Ahnungsvermögens schreiben

läßt, so hat auch Witts an der Hand seiner intimen Kenntnis der ostasiatischen Kunst jenes großzügige Gemälde des ostasiatischen Menschen schaffen können.

Eine sehr feinsinnige Ergänzung zu der Arbeit Witts bildet der nächste Aufsatz von Walter Strich über das Thema „Goethe und der Osten“. Aus dem übrigen Inhalt des Bandes nenne ich: „Macht und Wert der öffentlichen Meinung“ von Ferdinand Tönnies, „Das Problem der Form“ von Karl Theodor Bluth, „Begriff und Wesen der Nation“ von Walter Sulzbach, „Zur Psychologie des magischen Weltbildes“ von Max Friedemann, „Sören Kierkegaard, die Überwindung des romantischen Menschen“ von Ludwig Marcuse, „Über das Wunder gültiger Naturgesetze“ von Kurt Pieker, „Das Goldene Zeitalter, ein Kapitel über Dostojewsky“ von Gerhard Geismann, „Geisteswissenschaften und Psychoanalyse“ von Runo Wittenzwey, „Bemerkungen zum Begriff des Expressionismus in der Architektur“ von Walter Strich, „Probleme und Tendenzen in der modernen religionswissenschaftlichen Literatur“ von Hermann Faber. Schon allein die Überschriften der einzelnen Beiträge zeigen dem Leser, wie fesselnd und — im guten Sinne des Wortes — aktuell sie sind. So wiegt dieser eine 374 Seiten starke Band mit seinen einzelnen Aufsätzen viele langatmige Werke auf. Es ist so recht gekonnt für den geistig interessierten Menschen unserer Tage, der in einer kurzen, aber tief bohrenden Abhandlung bedeutende Probleme knapp beleuchtet sehen will.

C. A.